

Vielleicht war früher auch in den *Thermen des Caracalla* ein Oratorium. Wenigstens scheint das eingemauerte Muttergottesbild darauf hinzudeuten; dasselbe befindet sich beim Eingang links in einem grösseren Raum und ist gerade in Altarhöhe angebracht.

Aus diesem Katalog greifen wir in den folgenden Nummern unseres Abschnittes zur Besprechung jene religiösen Stätten, Kirchen und Klöster heraus, die zu unserm eigentlichen Gegenstand in näherer Beziehung stehen.

(Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

---

## Meine Orientreise.

Von Dr. P. Thomas Aq. Weikert O. S. B. (St. Meinrad, Ind.)

(Fortsetzung zu Heft IV. 1897, S. 651—663.)

### Schilderung der dritten, sog. Herodianischen Mauer Jerusalems nach Josephus Flavius.

(Eingelegte Studie.)

Im vorigen Abschnitte haben wir die Richtung der dritten Mauer bereits angegeben. Diese war bestimmt, nach Norden hin eine bedeutendere Fläche ab- und einzuschliessen, damit auch jene Bürger, die bisher bei der Stadt, ausserhalb der Mauern wohnten, einen Schutz hätten. „Da auch die Bewohner dieses Theiles einen Schutz brauchten, begann der Vater des jetzt lebenden Königs (Agrippa II.), der gleichfalls Agrippa (I. oder der Grosse) hiess, die vorhin genannte Mauer; weil er aber hernach fürchtete, die Grossartigkeit des Baues könnte bei Kaiser Claudius Verdacht wegen Empörung oder eines Aufstandes wider ihn erregen — *δείσας δὲ Κλαύδιον Καίσαρα, μὴ τὸ μέγεθος τῆς κατασκευῆς ἐπὶ νεωτερισμῶν πραγμάτων ὑπονοήσῃ καὶ στάσεως* — gab er das Werk wieder auf, nachdem er nur den Grund gelegt hatte. Denn die Mauer war aus zwanzig Ellen langen und zehn Ellen breiten Steinblöcken zusammengefügt, die man weder mit eisernen Werkzeugen hätte leicht untergraben, noch mit Maschinen erschüttern können. Die Mauer selbst hatte zehn Ellen in der Breite, und ihre Höhe würde ohne Zweifel die Breite bedeutend überstiegen haben, wenn nicht der Eifer dessen, der das Werk angefangen, auf Hindernisse gestossen wäre. Später aber stieg sie, natürlich mit Eifer von den Juden gebaut, bis zu einer Höhe von zwanzig Ellen, und hatte noch Brustwehren zwei Ellen und Zinnen drei Ellen hoch, so dass die ganze Höhe 25 Ellen betrug.“  
Bell. Jud. 5, 4, 2.

Aus dieser Angabe lässt sich auch ziemlich genau bestimmen, wann die Arbeit in Angriff genommen wurde. Kaiser Claudius, kein besonderer Freund der Juden — Judaeos impulsore Chresto assidue tumultuantes Roma expulit, Sueton. Claud. 25. — regierte von 41—54. Da nun Herodes Agrippa I. schon im Jahre 44 starb, so kann sein Unternehmen nur zwischen die Jahre 41—44 fallen, also 10 Jahre nach dem Tode des Erlösers. Diese Mauer schloss nun den Calvarienberg mit ein, und wir glauben mit Sicherheit annehmen zu dürfen, dass die gewaltigen Ueberreste, die in den unteren Räumen des Hauses der französischen Schulbrüder blossgelegt sind, aus dieser herodianischen Zeit stammen. Die Schilderung unseres Autors stimmt ganz genau und passt auf die Ueberreste. Uebrigens scheint aus dem Berichte des Josephus klar hervorzugehen, dass Agrippa der Grosse seine Arbeiten sehr bald eingestellt habe, und dass dieselben erst unter seinem Nachfolger, Agrippa II., zu Ende geführt wurden.

In demselben Abschnitte thut Josephus auch der berühmten Burg Antonia Erwähnung, die dem Hügel Bezetha gegenüber lag, nämlich südlich von diesem. Dort zwischen der Burg und dem Hügel hatte man einen tiefen Graben gezogen, „damit nicht die unteren Werke von Antonia durch ihren Zusammenhang mit dem Hügel, leicht zugänglich und zu niedrig sein möchten — ὡς μὴ τῷ λόφῳ συνάπτοντες οἱ θεμέλιοι τῆς Ἀντωνίας, εὐπρόσιτοι τε εἴεν, καὶ ἤπτον ὑψηλοί.

Hiedurch gewann natürlich die Burg sehr an Höhe, und ihre weite Entfernung vom letzten, hervorstehenden Punkte des Hügels neben dem Graben, von welch ersterem aus die Geschütze konnten geschleudert werden, machte diese unschädlich.

In Arch. 15, 11, 4 heisst es: „Auf der Nordseite (der Stadt) war eine viereckige, sehr starke und wohlbefestigte Burg. Diese hatten die Könige und Hohenpriester aus dem Asmonäischen Geschlechte vor Herodes gebaut und Baris<sup>1)</sup> geheissen — καὶ βάρην ἐκάλεσαν — um daselbst den Priesterrock — τὴν ἱερατικὴν στολὴν — zu bewahren, den nur der Hohepriester bei Verrichtung des Gottesdienstes anzuziehen pflegte. Auch Herodes verwahrte ihn an diesem Orte, aber nach seinem Tode kam er in die Gewalt der Römer bis auf die Zeit des Kaisers Tiberius.“ Und gegen

<sup>1)</sup> Ob das Baris — βάρης — des Josephus identisch ist mit dem Namen בִּירָה der hl. Schrift, ist schwer zu sagen. Cfr. Neh. 1, 1; Esth. 1, 2; 2, 3; 8; 3, 15; Dan. 8, 2; Neh. 2, 8; 7, 2; I. Chr. 29, 1; 19; Esth. 1, 5; 2, 5; 8, 14; 9, 6; 11; 22. In der hl. Schrift findet es sich in der Bedeutung: Schloss, Burg, Tempel, Hauptstadt. Das Hebr. halten manche für eine Abkürzung von בִּירָהּ = die Starke, Feste, oder von בִּירָהּ = Sitz, hoher, königlicher

das Ende des Cap.: „Die Burg aber hat Herodes, der König der Juden, zur Sicherheit und zum Schutze des Tempels noch mehr befestigt und seinem Freunde und Herrscher Antonius zu Ehren — *χαρίζόμενος Ἀντωνίῳ φίλῳ μὲν αὐτοῦ, Ῥωμαίων δὲ ἀρχόντι* — Antonia genannt.

Bell. Jud. 5, 5, 8 folgt die genauere Schilderung der herrlichen Burg Antonia: „Die Burg Antonia bildete mit zwei Hallen des äusseren Tempelraumes, der westlichen und der nördlichen, einen Winkel; gebaut war sie über einen fünfzig Ellen hohen, von allen Seiten abschüssigen Felsen. Sie war ein Werk des Königs Herodes, durch das er seine Prachtliebe vorzüglich an den Tag legte. Erstens war der Fels von seinem Fusse an mit glatten Steinplatten belegt, theils zur Zierde, theils damit jeder, der hinaufzuklimmen oder hinabzusteigen versuchte, abgleiten möchte. Vor dem Burggebäude sodann erhob sich eine drei Ellen hohe Mauer, innerhalb welcher die Burg selbst noch vierzig Ellen anstieg. Das Innere hatte die Räumlichkeiten und die Einrichtung eines Palastes. Es war in Gemächer jeder Art und Bestimmung getheilt, in Hallen, Bäder und geräumige Kasernenhöfe, so dass die Ausstattung mit allen Bequemlichkeiten ihr das Aussehen einer Stadt, die Pracht das Ansehen eines Königspalastes verlieh. Das Ganze sah wie ein Thurm aus, war aber auf den Ecken wieder mit vier Thürmen besetzt, von denen zwei fünfzig, die zwei anderen, nämlich der südliche und östliche siebenzig Ellen hoch waren, so dass man von ihnen aus den ganzen Tempelraum übersah. Wo die Burg sich an die zwei Tempelhallen anschloss, führte je eine Treppe in diese hinunter, durch welche die Wachen der stets in der Burg liegenden, römischen Legion bewaffnet hinabstiegen, um, in den Hallen vertheilt, an den Festen das Volk zu überwachen, damit es keine aufrührerischen Bewegungen beginne. Wie der Tempel für die Stadt, so war für den Tempel Antonia eine Zwingburg. In letzterer lag auch die Besatzung für alle drei; ausserdem hatte noch die obere Stadt eine eigene Festung, den Palast des Herodes. Der Hügel Bezetha war, wie oben gesagt, von Antonia getrennt; er war der höchste der Hügel und mit einem Theile der neuen Stadt verbunden. Er allein verhinderte auch, wenn man von Norden kam, die Aussicht auf den Tempel.“

---

Sitz. Fr. Delitzsch vergleicht assyr. *birtu* = befestigter Ort, vom Stamme *barû* = binden. Im Gr. ist *βάρεις* = *turris, domus turrita et regia*; *navis, quod a βάρος = onus, quod onera ferat, mercibusque asportandis inserviat* (secund. Lex. Corn. Schrevelii) kaum haltbar. Hieronymus schreibt zu Ps. 24, 10: *Baris verbum est ἐπιχώριον Palaestinae et usque hodie domus ex omni parte conclusae et in modum aedificatae turrium ac moenium publicorum βάρεις appellantur.*

Die folgenden Schilderungen — Bell. Jud. 5, 4, 3 u. 4 geben uns ein ziemlich genaues Bild von dem Jerusalem zur Zeit unseres Berichterstatters, und um dasselbe nicht zu verdunkeln, wollen wir es so vor den Augen der verehrten Leser entrollen, wie es aus der Hand des Meisters hervorging. Die Uebersetzung des Urtextes lautet: „Die Mauern aber überragten Thürme von zwanzig Fuss Breite und zwanzig Fuss Höhe, viereckig und stark, wie die Mauer selbst; in der That, dieselben standen an Zusammenfügung und Schönheit der Steine dem Tempel nicht nach. Auf dem vollen Grundstocke der Thürme aber, der zwanzig Ellen betrug, befanden sich prächtige Gemächer (*οἶκοι*), und oberhalb derselben Söller (*ὑπερώα* = *coenacula*), und sehr viele Cisternen, um dort das Regenwasser aufzunehmen, sowie nach allen Seiten hin breite Aufgänge. Derartige Thürme hatte die dritte Mauer neunzig; ihre Zwischenräume (von Thurm zu Thurm) betragen 200 Ellen; auf der mittleren Mauer waren vierzehn und auf der alten sechzig Thürme vertheilt. Der Gesamtumfang der Stadt betrug 33 Stadien — gegen  $1\frac{5}{7}$  Stunden. War die dritte Mauer an sich schon bewunderungswürdig, so war es noch mehr der Thurm Psephinos — *ὁ ψήφινος πύργος* — welcher sich auf dem nordwestlichen Winkel erhob; diesem gegenüber hatte Titus sein Lager aufgeschlagen. Da er nämlich eine Höhe von 80 Ellen hatte, so konnte man von ihm aus bei Sonnenaufgang bis nach Arabien sehen und bis zu den äussersten Grenzen des Landes der Juden, bis zum Meere. Der Thurm war achteckig. Diesem gegenüber befand sich der sogenannte Hippikosthurm und neben ihm zwei andere, vom Könige Herodes auf der alten Mauer erbaut, welche an Grösse, Schönheit und Festigkeit diejenigen der Welt übertrafen — *μέγεθός τε καὶ κάλλος ἴσαν καὶ ὀχυρότητα τῶν κατὰ τὴν οἰκουμένην διάφοροι*. Denn abgesehen von seiner natürlichen Hochherzigkeit und seiner Ehrsucht für die Stadt, hatte der König bezüglich der Pracht seiner Werke auch den eigenen Gefühlen gehuldigt und den drei liebsten Personen, nach welchen er die Thürme benannte, das Denkmal errichtet, nämlich seinem Bruder, seinem Freunde und seiner Gemahlin. Diese hatte er, wie wir bereits oben gesagt, aus Eifersucht getödtet, jene als tapfere Kämpfer im Kriege verloren.

„Der Hippikos, so benannt nach seinem Freunde, war viereckig, fünfundzwanzig Ellen breit und lang, dreissig Ellen hoch und durchaus massiv (*οὐδαμοῦ διάκενος*). Ueber diesem aus lauter Felsquadern zusammengefühten Grundstocke befand sich zur Aufnahme des Regenwassers ein zwanzig Ellen tiefer Behälter. Oberhalb desselben war noch ein zweistöckiges Wohngebäude, fünfundzwanzig Ellen hoch und in verschiedene Gemächer eingetheilt, und gekrönt war das Ganze von zwei Ellen hohen

Thürmchen und drei Ellen hohen Brustwehren, so dass die Gesammthöhe des Thurmes bis zu 80 Fuss betrug.<sup>4 1)</sup>

„Der zweite Thurm, den er nach seinem Bruder Phasaël (Φασάηλον) nannte, war vierzig Ellen breit, vierzig Ellen lang und ebenso hoch, und ganz massiv. Oberhalb desselben lief eine zehn Ellen hohe Säulenhalle ringsum, mit Brust und Schutzwehren abgegrenzt. In der Mitte dieses Porticus erhob sich ein weiterer Thurm, in prächtige Gemächer eingetheilt, ja sogar mit einem Bade versehen, so dass dem Thurme nichts abging, wodurch er das Ansehen eines königlichen Schlosses gewinnen konnte. Seine Spitze war noch reicher als die des vorhin beschriebenen mit Thürmchen und Zinnen geziert. So betrug seine Höhe gegen neunzig Ellen. Nach seiner äusseren Gestalt glich er dem Thurme auf der Insel Pharos, welcher den nach Alexandrien kommenden Schiffern das Licht aus weiter Ferne zeigt, dem Umfange nach war er aber viel grösser. Dazumal hatte ihn Simon zu seiner Zwingburg erkoren.<sup>2)</sup>

„Der dritte Thurm, Marianne (so hatte die Königin geheissen), war zwanzig Ellen hoch und massiv. Seine Länge und Breite betrug gleichfalls zwanzig Ellen. Oben aber hatte er noch eine kostbarere und mannigfaltiger eingerichtete Wohnung als die anderen, indem es der König für passend hielt, den nach einer Frau genannten Bau mehr zu schmücken, als die, welche den Namen von Männern trugen, wie auch jene stärker waren als der Frauenthurm. Seine Gesammthöhe betrug fünfundfünfzig Ellen.<sup>4 3)</sup>

„Die an sich bedeutende Grösse dieser Thürme wurde durch ihren Standort um vieles gehoben; denn die alte Mauer, auf der sie standen, war ja selbst auf einen hohen Hügel gebaut und ragte über ihn wie ein höherer Gipfel, etwa 30 Ellen empor; die über ihr sich erhebenden Thürme mussten also bedeutend an Höhe gewinnen. Wunderbar war auch die Grösse der Steine. Denn nicht aus gemeinen Steinen oder aus Felsblöcken, die Menschen tragen konnten, waren sie — die Thürme — zusammengesetzt, sondern aus behauenen Blöcken weissen Marmors, von denen jeder 20 Ellen Länge, zehn Ellen Breite und fünf Ellen in die Tiefe mass; und so trefflich waren sie übereinander

<sup>1)</sup> Der Hippikus, d. i. sein massives erstes Stockwerk, steht noch heute, der sog. Davidsthurm. Die gewaltigen Unterbauten erfüllen den Beschauer mit Staunen und Bewunderung. Abbildungen und photographische Aufnahmen jetzt sehr häufig. Cfr. Bell. Jud. 7. 1, 1.

<sup>2)</sup> Cfr. Arch. 16, 5, 2; Bell. Jud. 7, 1, 1; 2, 3, 2; 17, 8.

<sup>3)</sup> Cfr. Bell. Jud. 2, 17, 8; 7, 1, 1. Vergl. über diese 3 Thürme den trefflichen Aufsatz »Ueber den Davidsthurm in Jerusalem« von Baurath Schick in der »Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins«, S. 226 ff. mit Plänen des Davidsthurmes. — Cfr. Topogr.-histor. Lexikon zu den Schriften des Flavius Josephus von Gustav Boettiger, Leipzig, L. Fernau, 1879.

gefügt, dass jeder Thurm wie eine aus dem Boden gewachsene Felsmasse erschien, welche erst nachträglich Künstlerhand in Formen und Winkel gehauen, so wenig sah man irgend wo etwas von den Fugen des Baues. Während diese Thürme nördlich standen, schloss sich ihnen der über alle Beschreibung erhabene Palast des Königs an sie an, in welchem die Pracht und die Kunst der Verzierung sich selbst übertrafen. Er war von einer 20 Ellen hohen Ringmauer umgeben, die in gleichen Zwischenräumen reichverzierte Thürme trug, und hatte mächtige Speisesäle mit Ruhepolstern für Hunderte von Gästen. Unaufzählbar war die Mannigfaltigkeit der hier verwendeten Steine, denn die seltensten von ihnen waren aus allen Gegenden in grosser Masse herbeigeschafft worden, bewunderungswürdig die Zimmerdecken bezüglich der Länge der Balken und der Pracht der Verzierungen. Gemächer hatte er in Menge und in vielfacher Abwechslung der Formen, alle vollständig eingerichtet, die meisten Zimmergeräthe von Silber und Gold, ferner eine grosse Anzahl sich in einander verschlingender, kreisförmiger Gallerien, jede mit verschiedener Säulenordnung. Was aber unter freiem Himmel war, zeigte überall frisches Grün. Da hatte es verschiedene Parkanlagen und in denselben lange Spaziergänge; in ihrer Nähe tiefe Wasserbehälter und überall Teiche voll eherner Kunstwerke, durch welche das Wasser ausströmte; an den Kunstseen viele Häuschen für zahme Tauben. Doch ist es nicht möglich, diesen Palast im Einzelnen würdig zu schildern, und man würde nur durch die Erinnerung gepeinigt, wollte man schildern, was die Flamme von Räuberhand verzehrt hat. Denn nicht die Römer waren es, die dies Alles verbrannten, sondern, wie früher bereits erzählt, die inneren Feinde thaten es gleich zu Anfang des Aufstandes. An der Burg Antonia brach das Feuer aus, ergriff dann den Königspalast und verzehrte auch den Oberbau der drei Thürme.“

Wir haben jetzt das Bild der Stadt zur Zeit vor ihrer gänzlichen Zerstörung vor unseren Augen. Sie war noch immer die Zierde des Erdkreises, und mit Hinsicht auf ihre weiten Befestigungen, auf ihre Thürme, Zinnen und Thürmchen hatte sie vielleicht nie zuvor einen solchen Anblick geboten. Auch innerhalb der Mauern war allem Anscheine nach viel zu ihrer Verschönerung gethan worden. Hatte doch der König Herodes mit Erlaubnis des Kaisers Claudius die Strasse mit weissen Steinen pflastern lassen — *καταστορέσαι δὲ λευκῶ λίθῳ τὴν πόλιν οὐκ ἐκώλευσεν* (Κλαύδιος), Arch. 20, 9, 7. Aber das war die letzte Pracht: sie war wie das letzte Aufflackern einer erlöschenden Flamme. Etwa 27 Jahre nach der Kreuzigung des Gottmenschen auf dem Calvarienberge sollte seine genaue Weissagung über ihren Untergang buchstäblich in Erfüllung gehen. Die Feinde

kamen von Aussen und von Innen. Bald lagen die Mauern, die Paläste und der Tempel in Trümmern. Mit diesem Falle fiel auch die politische Macht der Juden.

Hier wollen wir unsere Untersuchungen über die Geschichte und Topographie der Stadt Jerusalem nach den Zeugnissen der hl. Schriften und des Josephus Flavius abschliessen.<sup>1)</sup> Wir sind bei dieser Arbeit einem inneren Herzensdrange gefolgt, das Lesen der hl. Schrift bezüglich der historischen und topographischen Notizen, die so häufig sind, zu erleichtern und in etwas aufzuhellen. Wer hat nicht schon jene Ungewissheit und Unzufriedenheit in sich verspürt, die beim Lesen jener Angaben gewöhnlich auftauchen? Es ist wahr, vieles bleibt noch dunkel, aber der forschende Geist erfreut sich doch einer grösseren Ruhe, wenn er weiss, was nach allen gemachten Untersuchungen gewiss, was ungewiss und zweifelhaft ist. Nur dann, nachdem er einen festen Standpunkt gewonnen, kann er mit Erfolg an die Lösung schwieriger Fragen herantreten und die Ideen Anderer untersuchen, abwägen und würdigen. Wer unsere Arbeit, die, um es zu wiederholen, nur im Hinblick auf ein leichteres und gründlicheres Verständnis der hl. Schriften in Angriff genommen wurde, genau liest, dürfte zur Genüge finden, welche Fragen die heutigen Topographen von Jerusalem beschäftigen, und was von den neuesten Ausgrabungen zu halten sei.

Ueber den Tempel haben wir nur vorübergehend einiges erwähnt. Für eine genauere Abhandlung mit allen historischen und beschreibenden Angaben nach der hl. Schrift und Josephus haben wir bereits den Grund gelegt, und so Gott will, werden wir später einmal in den „Studien“ das Resultat unserer diesbezüglichen Untersuchungen mittheilen können.

Um dem ersten Titel dieser Artikel „Meine Orientreise“ nicht ganz untreu zu werden, kehre ich nun wieder zu den Aufzeichnungen in meinem Tagebuche zurück.

\* \* \*

7. Oct. 1894. Sonntag. Rosenkranzfest. Grosse Feierlichkeit bei den Dominikanern in St. Etienne. Schon in aller Früh kamen mehrere auswärtige Priester, um in dem kleinen aber schmucken Nothkirchlein des hl. Stephanus die hl. Geheimnisse zu feiern. Nachmittags gegen 4 Uhr hielt R. P. Génier, ein bekannter Kanzelredner, die Predigt. Das Kirchlein war gedrängt voll, hatte

---

<sup>1)</sup> Eine Sammlung und Beleuchtung aller Stellen der hl. Schrift und des Josephus, welche auf die Topographie Jerusalems Bezug nehmen, finden sich in den beiden Programmen der lat. Hauptschule in Halle von den Jahren 1865 und 1866, von Oberlehrer Dr. Arnold, Prof. extraordinar. — Leider mussten wir bei unseren Ausführungen auf diese beiden Programme verzichten.

aber bei weitem nicht alle Gläubigen, die zum Feste gekommen waren, fassen können. Die zuletzt gekommen waren, standen in aller Andacht draussen und schauten durch die offene Thüre, ob sie nicht einige Brotsamen vom Worte Gottes erhalten möchten. Die Hitze, die sich nach kurzer Zeit in dem engen Raume des Gotteshauses entwickelte, war gross, fast unerträglich. Es war so erbaulich, zu sehen, wie diese christlichen, arabischen Frauen mit ihrem langen, schneeweissen, bis auf den Boden reichenden und umfangreichen Schleier wie aus einer Nische herausschauend, da sassen und mit Aufmerksamkeit und innern Sammlung der salbungsvollen, französischen Predigt lauschten. In einer Ecke des Kirchleins stand ein alter, armselig gekleideter Pilger. Er vergoss Thränen. Wer ihn anschaute, hätte ihn um seine Zerknirschung beneiden mögen. Er erinnerte mich an den greisen Simeon im Tempel. Nach der Predigt war in dem weiten Garten feierliche Procession mit dem Allerheiligsten. Während derselben wurde der Rosenkranz gebetet. Nach jedem Gesetzbuch wurde in französischer Sprache eine Strophe aus einem Kirchenliede gesungen, wie dies in Frankreich der Brauch ist. Der kräftige Gesang und die süsse Melodie wurde mit den Tönen der hellen Blechmusik der Studenten vom Collegium St. Anna, das unter der Leitung der weisen Väter steht, weit über die Einfriedigungsmauer hinausgetragen. Auch der echt katholische, französische General-Consul von Jerusalem, der, wie die Zeitungen melden, vor kurzem zur ewigen Ruhe eingegangen ist, betheiligte sich mit Familie und Dienerschaft an dem Feste. An den offenen Thüren der Mauer, auf erhöhten Punkten, Hügeln, Häusern und Bäumen ausserhalb derselben befanden sich Türken und Juden und hatten Wohlgefallen an dem imposanten Zuge. An einigen Punkten der Mauer sah man von Zeit zu Zeit die schwarzen Köpfe der mohamedanischen Jungen auftauchen, die neben ihrer Neugierde eine gewisse Furcht verriethen. Auf demselben Platze hatte im vorhergehenden Jahre (1893) die letzte grosse Schlussfeierlichkeit des eucharistischen Congresses stattgefunden, bei dem sich zum erstenmale in ganz hervorragender Weise der lateinische Ritus mit den verschiedenen orientalischen Riten zusammengefunden hatte. Waren doch sogar aus dem fernen Westen von Amerika mehrere Prälaten erschienen, unter anderen die beiden hochwürdigsten Benedictineräbte Fintan Mundwiler, Abt von St. Meinrad, Indiana, und Präses der Schweizerisch-Amerikanischen Congregation, und Frowin Conrad, Abt von Neu-Engelberg, Missouri. Auch der jetzige Präsident der französischen Republik soll damals als französischer Minister der grossartigen Procession beigewohnt haben.

Hier noch einen Gedanken. In Jerusalem betet man den

hl. Rosenkranz mit einer ganz anderen Seelenstimmung. Der Geist ist ruhiger, die Einbildungskraft hat nicht soviel Arbeit, die Andacht ist inniger und fühlbarer. Der Punkt des Erdkreises, auf dem die meisten der 15 Geheimnisse sich ereigneten, liegt nicht nur vor den Augen der Seele, sondern auch vor den Augen des Leibes. Von der Aufopferung im Tempel bis zur Sendung des hl. Geistes im Coenaculum, ja bis zur Aufnahme Marias in den Himmel wandert das Auge mit Leichtigkeit von einem Punkte der hl. Stadt zum anderen und ruhig und sanft, ehrfurchtsvoll und freudig, trauernd, jubelnd und dankend und wiederjubelnd folgt ihm der Geist, vom Tempel nach dem Oelberg,<sup>1)</sup> vom Oelberg nach Gaba oder Lithostrotos, von hier auf den Kreuzweg und Golgatha, von letzterem nach dem Coenaculum, und schliesslich nach dem Grabe der hl. Jungfrau im Thale Josaphat.<sup>2)</sup>

Montag, den 8. Oct., machte ich den ersten Besuch bei einer arabischen Familie. Es war diejenige meines guten und anhänglichen Lehrers im arabischen, Bernardino Homamée. Er hatte mich schon zu wiederholten Malen eingeladen, aber ich hatte immer gezögert, eine bestimmte Zusage zu machen, weil ich mich zuerst mit einigen arabischen Redensarten zu versehen wünschte, um doch wenigstens die gewöhnlichsten Ideen der Begrüssung, der Anrede, des Dankens u. s. w. in seiner schönen Muttersprache ausdrücken zu können. Seine Angehörigen hatten mich schon seit einigen Tagen erwartet und recht nette Vorbereitungen für den Empfang gemacht. Man sollte es kaum glauben, mit welcher Ehrfurcht diese arabischen Christen dem Priester entgegenkommen. Bernardino lächelte vor Freude auf dem ganzen Hinwege. Vielleicht dachte er auch daran, wie ich mein von ihm bereits gewonnenes Arabisch in Anwendung bringen würde. Auf dem Wege wiederholte er mir noch einigemal einige Phrasen, die ganz unentbehrlich waren. In meinem Kopfe ging alles durcheinander. Wenn ich den einen Ausdruck zu haben glaubte, hatte ich Furcht einen anderen, ebenso wichtigen, schon wieder vergessen oder verstümmelt zu haben. Da er seine Familie von meinem Besuche genau in Kenntnis gesetzt hatte, so waren seine Geschwister bereit, mir schon am äusseren Thore entgegen zu kommen. Hier begrüßte

---

1) Gethsemani = גֵּתְשֶׁמַנִי = Oelpresse; Matth. 26, 36.

2) Ueber das historisch und topographisch mit den Geheimnissen des hl. Rosenkranzes Zusammenhängende vergl. das prächtige Werk: »Il Rosario in Terra Santa. Quadri biblici illustrati, per Giuseppe Mori, Sacerdote Romano. Roma, Tipografia Poliglotta della S. C. de Propaganda Fide. 1895. 8°. XLIV. Pag. 704, con 35 incisioni. Prezzo: Lire 8. — Sehr inhaltsreich. Viele der Abbildungen sind von den ersten Meistern. Eine deutsche Uebersetzung würde wohl mit Freuden begrüßt werden.

ich diese und trat ein. Bernardino ging voraus, ich und seine Geschwister folgten nach. Wir passierten einen etwas dunklen, gewölbten Gang und standen im reinlichen Hofe vor einer hohen, breiten, sanftansteigenden, massiven Treppe. Droben vor der Thüre, auf der quadratförmigen Terrasse, stand sein altes Mütterchen, umringt von ihren kleinen Enkeln, die so ruhig und lieblich dreinschauten, bald lieb Grossmütterchen anschauend, bald mit grossen Augen den fremden Mann musternd. Während ich auf das Grossmütterchen zuing, kam mir dieses entgegen und rief mir ein recht herzliches Salam aleik „Friede sei mit Dir“ zu. Nach der Sitte wiederholte ich diesen schönen Gruss — er klang so wunderbar und hatte mich tief bewegt — und musste es geschehen lassen, dass mir die ehrwürdige Frau, die Grossen und die Kleinen die Hand küssten. Beim Betreten der Hausschwelle, wünschte mir das Mütterchen, dass mein Eintritt gesegnet sei.

Ich befand mich jetzt in dem bescheidenen Diwan,<sup>1)</sup> in dem Empfangszimmer oder Parloir. Die Hausthüre war auch die Thüre zum Diwan. Der Raum, ein regelmässiges Viereck, war hoch und schien gesund sein, obwohl er sein Licht nur durch ein kleines Fenster und durch eine längliche Oeffnung über der Thüre empfing. Kommt Besuch, so bleibt die Thüre offen stehen, um das Zimmer vollständig zu erhellen. Die alten, arabischen Wohnungen sind eben so eingerichtet, dass sie vor der grossen Sonnenhitze so viel wie möglich geschützt sind. Aus demselben Grunde sind auch in den alten Stadtheilen die Strassen so enge und vielfach überwölbt. Die modernen Hotels haben darauf keine Rücksicht genommen. Die Ausstattung war einfach aber recht geschmackvoll. Auf dem sauberen Steinboden lagen einige zierliche, farbenreiche Teppiche — der Araber liebt das Grelle der Farben — in der Mitte des Zimmers stand ein runder Tisch mit einem wertvollen Gewebe bedeckt, dessen schwere, mit weissen Silberfäden gezierte Troddeln von den vier Enden der Tischdecke bis auf den Boden herabreichten. Rings um die Wand standen breite Bänke mit dicken Polstern belegt; selbst die Lehnen der Bänke waren mit einem wertvollen Stoffe überzogen. In einer Ecke stand ein grosser Schrank mit Glasthüren, der die niedlichen, wohlgeordneten Porzellan- und Glaswaren: Tässchen und Tassen, Gläschen und Gläser, Teller und Platten sehen liess. Daneben befand sich eine altherrwürdige Commode und auf derselben eine schwere Standuhr mit arabischem Zifferblatt und vergoldeten Zeigern. Lings und rechts davon erhoben sich zwei prächtige Blumenvasen, deren Bouquets weit

<sup>1)</sup> Hebr. transliteriert: **דיבאן**.

über die alte Standuhr hinauftraten. An der Wand über der Commode hing ein Crucifix zwischen zwei Heiligenbildchen, was die religiöse Gesinnung der Bewohner charakterisierte. Zuletzt machte die ganze Ausstattung auf mich den Eindruck, als triumphiere hier das Christenthum über den Mohamedanismus. Ich sass auf dem Sofa und strengte mich an, mich mit dem guten Grossmütterchen zu verständigen. Es sprach und verstand nur Arabisch. Die einzelnen Worte verstand ich nicht, und ich war immer froh, wenn ich errathen konnte, um was es sich eigentlich handelte. Der jerusalemitanische Dialect und die ungenaue Aussprache der alten Frau erschwerten noch das Verständniss. Von Zeit zu Zeit warf ich einen hilfeschreitenden Blick auf ihren Sohn, meinen Lehrer, und wenn ich dann zu sprechen anhub, waren Alle mäusestill, konnten aber bald das Lachen nicht mehr zurückhalten. Ich lachte herzlich mit, und wenn sie mir noch sagten, sie hätten mich ganz gut verstanden, war ich ganz zufrieden. Die Geschwister sprachen auch recht gut italienisch und etwas französisch, letzteres etwa wie ich, aber Bernardino hatte sie unterrichtet und sie gebeten nur Arabisch mit mir zu sprechen. Das Grossmütterchen war ganz stolz, dass ihr Herr Sohn schon so viel mit mir zustanden gebracht hatte. Dieser hingegen meinte, ich hätte schon etwas mehr leisten können, ich sei eben hie und da etwas kislán gewesen. Die Bedeutung dieses Wortes möge sich der geneigte Leser sonst wo suchen. Schliesslich fand ich aus, dass ich mich mit den kleinen Enkelchen eigentlich am besten unterhalten könnte. Sie hatten keine grossen, langen Gedanken und machten deshalb auch keine langen Sätze. Wenn ich sie aber um den Namen dieses oder jenes Gegenstandes fragte, waren sie prompt da, und ich konnte von ihnen lernen. Ihre zarten Kehllaute flossen ganz leicht heraus. Ich dachte an jene ausländische Dame in New-York, die mit ihrem Gemahl der Unterhaltung einiger Kinder zuhörend diesem sagte: „Schau einmal, mein Lieber, hier sprechen die kleinen Kinder schon Englisch.“

Nach und nach wurde der Familienkreis immer grösser. Bernardino hatte eben Alle eingeladen; es sollte ein kleines Familienfest werden. Der alte Hausvater war noch nicht da. Ich erkundigte mich nach ihm, was Allen recht gefiel, und das Mütterchen antwortete mir: *Húa filkinisi* = Er ist noch in der Kirche. Es war aber Werktag und Nachmittag. Bernardino fügte bei: „Wenn mein Vater nicht zu Hause ist, so ist er in der Kirche. Er kennt keinen anderen Weg. Wir müssen arbeiten, und er betet für uns und holt das nach, was wir vernachlässigen.“ Ich dachte an den alten Simeon im Tempel. Während wir von dem Vater sprachen, kam er langsam die Treppe herauf. Der fast 80jährige Greis trat ein und wir erhoben uns alle von den Sitzen. Die

erstere Begrüssung wurde wiederholt. Diesmal ging es schon etwas leichter. Er entschuldigte sich sehr, dass er sich etwas verspätet habe. Eine seiner Töchter bemerkte scherzhaft: „Der Herr Papa kann sich immer nur schwer von der Kirche trennen.“ Mir gefiel der Inhalt dieser Worte. Der hehre Greis liess sich neben mir nieder, und mir war es, als sei ich mit dem greisen Simeon zusammengekommen. Eines seiner ersten Worte war: Abuna, beiti hîa beitak = „Mein Vater, mein Haus ist dein Haus.“ Dieser Ausdruck gilt im Orient als ein ganz besonderes Zeichen der Freundschaft. Er bedeutet: Fühlen sie sich hier nur ganz daheim. Gehen sie ein und aus, als wenn es ihr eigenes Haus wäre. Die Ehrfurcht, die dort die Kinder vor ihren Eltern haben, ist wahrhaft bewunderungswürdig. Wenn der Vater oder die Mutter spricht, lauschen Alle, wenn sie in der Gegenwart ihrer Kinder einen kleinen Gegenstand verlangen, brauchen sie sich nicht von ihren Sitzen zu erheben. Und diese Sitte ist allgemein, und hat auch Geltung, wenn die Eltern noch jung und rüstig sind. Die häusliche Disciplin ist sehr stramm, und die häuslichen Ceremonien werden stets auf das strengste befolgt, wenn auch keine Gäste zugegen sind. Ich habe das vielfach gehört und erfahren.

Während der Unterhaltung wurde ein arabischer Lunch aufgetragen: Brot, verschiedene kalte, wohlzubereitete Fleischsorten, Süssigkeiten mit Gelée, Kaffee, Liqueure, und, damit ich mich als Occidentale ja recht heimisch fühle — mehrere Flaschen Pschorrbräu. Als der Kaffee an die Reihe kam, wurden auch die nie fehlenden Narguiles<sup>1)</sup> (= die türkischen, eigentlich persischen Pfeifen) herbeigeschafft. Man dürfte wohl wenige Araber finden, die nicht rauchten, und das weibliche Geschlecht ist dem männlichen in der Rauchkunst oft noch überlegen. Die Narguileh besteht aus zwei Haupttheilen, dem eigentlichen Behälter und dem langen Schlauche, der an den ersteren angeschraubt wird. Der obere Theil des Behälters, einer Blumenvase nicht unähnlich, enthält den sogenannten Tánbak<sup>2)</sup> (eine Art Tabak, persischer Tabak), während der untere Theil mit Wasser gefüllt wird, durch welches der Rauch hindurchziehen muss. Er wird auf diese Weise gewissermassen raffiniert. Der Tánbak wird nach echt orientalischer Sitte nicht mit einem Zündhölzchen angebrannt, sondern es werden glühende Kohlen auf denselben gelegt. Wenn sich der Araber einen „Schwarzen“ bestellt, ist die Narguileh gewöhnlich mit-

1) Transcript. Hebr. נַאֲרְגִילִית, pers. Wort.

2) Transcript. Hebr. תַּנְבַּק, nach der Aussprache des jerusalemitanischen Arabers: Dómbak.

einbegriffen. In den Caffées sind diese Pfeifen ebenso zahlreich wie die Kaffeetässchen. Der noblere Araber und natürlich auch der Europäer trägt das Mundstückchen für den Schlauch immer mit sich. Der Hausvater selbst bot mir die Narghuileh an. Die Sitte, den Fremden zu einer Pfeife einzuladen, erinnert an die Friedenspfeife bei den Indianern. Anfangs war ich fast in Verlegenheit. Als ich aber bemerkte, dass für Vater und Mutter und für die älteren Kinder diese Instrumente beige-schafft wurden, gab ich nach. Das war meine erste Türkenpfeife. Die Geschichte ging aber schlecht. Ich verstand das Rauchen nicht. Es folgte ein Unterricht über den Gebrauch der Türkenpfeife. Schliesslich ging das Schlürfen des schwarzen, dicken, kräftigen, duftenden Mokka<sup>1)</sup> mit dem Inhalieren aus der Türkenpfeife ganz ordentlich zusammen. Für das Instandhalten der Pfeife, das Eindrücken, Wiederauffüllen, Putzen u. s. w. braucht der Gast nicht zu sorgen, das besorgt ein williger Geist. Den jüngeren Leuten ist das Rauchen streng verboten. Bei einem solchen Lunch setzt man sich nicht an den Tisch, sondern die einzelnen Speisen und Getränke werden serviert. Die Aufgabe der Bedienung fällt der jüngsten, weiblichen Person zu, die übrigens schon ein gewisses Alter erreicht haben muss. Ist der Kaffee herungereicht, so stellt sich die Bedienung mit der Service-Platte in die Nähe des Gastes, um das leere Tässchen wieder abzunehmen. Während des Kaffeeschlürfens darf sie sich nicht setzen, sondern muss zu warten, bis das letzte, leere Tässchen auf dem Service steht. Mich genierte diese Ceremonie ein wenig und ich wollte mich beeilen, mit meinem Mokka fertig zu werden. Dies wurde jedoch bemerkt, und man bat mich freundlich, mir ja schön Zeit zu lassen. Dem alten Mütterchen schmeckte ihre Narghuileh vortrefflich. Die ganze Unterhaltung war äusserst gemüthlich, und trotz des genauen Ceremoniells merkte man doch gar nichts von Steifheit und Zwang. Man sprach über alles Mögliche: über Jerusalem und seine Heiligthümer, über Sitten und Gebräuche, über Sprachen, über Rom und Italien, über Deutschland und Amerika. Von Zeit zu Zeit regulierte ich die ganze Gesellschaft mit einem verkehrten, arabischen Ausdrucke, was immer viel Spass machte. Einmal hatte ich in einem Worte die Buchstaben verstellt und etwas ganz Drolliges geleistet. Mein Lehrer machte mich darauf aufmerksam. Ich werde den Satz nie vergessen. Die Unterhaltung war für mich sehr angenehm aber

<sup>1)</sup> Den Mokka nennt der Araber schlechthin Quáhwat (Tr. Hebr. קָהוּוֹת<sup>1</sup>

= Kaffee). Qu. bezeichnet auch Wein und Gift. Der volle Ausdruck für Mokka-kaffee ist Bunn hidschází = Kaffee aus dem steinigen Arabien, Hedjaz (franz.), dessen Hauptpunkte Mekka und Medina sind. Nach der Stadt Macha (Tr. Hebr. מַחָא), Moca, Moka, Mekka, heisst er auch einfach Mokka.

auch recht ermüdend gewesen. Doch hatte ich wieder Manches dabei gelernt. Nachdem ich Abschied genommen, begleitete mich der ganze Familienkreis bis zum Thore und Bernardino ging mit mir bis nach meiner Wohnung in St. Etienne.

Während der folgenden Tage verlegte ich mich mit besonderem Eifer auf das Arabische, indem ich für mich wiederholte, was ich bei meinem Besuche verstanden und gesprochen hatte. Auch Bernardino rief mir wieder Manches in's Gedächtnis zurück und gab mir herrliche Winke. Nach den Aufzeichnungen in meinem Tagebuche herrschte während dieser Zeit grosse Hitze.

Donnerstag (11. October) besuchte ich mit R. P. Heinrich Pflugbeil, O. P. und Rev. Dr. Tierney das heilige Grab. Da letzterer schon längere Zeit in Jerusalem gewesen und topographische Studien gemacht hatte, so waren wir beide sehr glücklich, seine bisherigen Resultate zu hören.

Montag (15. Oct.) überraschte mich mein Lehrer Bernardino mit etwas Neuem. Während einer Unterredung fing er auf einmal ernstlich zu philosophieren an. Das hatte ich nun gerade am wenigsten erwartet. Er sprach von der Existenz Gottes, des Allah, von dem Werte der Gottesbeweise, von der Unsterblichkeit der Seele, von dem Leben nach dem Tode und von anderem mehr. Ich liess ihn gewähren. Seine Gedanken waren klar und wohlgeordnet. Ich wusste, dass er nie ein eigentlich philosophisches Lehrbuch in den Händen gehabt hatte, und war deshalb um so vielmehr erstaunt, zu vernehmen, wie er sich, aus sich selbst, diese obersten Grundfragen zurecht gelegt und zu lösen versucht hatte. Sein ganzer Ideencomplex erinnerte mich an die Philosophen seines Volkes, die auf die religiösen Ideen Muhameds (gbr. 571, Flucht von Mekka nach Medina, 16. Juli 622, zugleich Anfang der neuen Aera, gest. 632) sich stützend, das Natürliche mit dem Uebernatürlichen so allseitig zu vermischen wussten. Bernardino's Philosophie war ein gelinder Skepticismus, der aber vom Evangelium Christi ordentlich im Zaume gehalten wurde. Ich machte ihn auf die Leerheit und Hinfälligkeit einiger seiner Ideen aufmerksam; er folgte prüfend. Später hatte ich noch oft Gelegenheit, seine alten, falschen Ideen der Philosophen<sup>1)</sup> seines Volkes bei ihm aufblitzen zu sehen. Der arabische Geist ist übrigens heute noch sehr zum Nachgrübeln angelegt. Aber es fehlt die Erziehung, die Schulung. Schade, dass so schöne, geistige Kräfte, die grossen Drang nach Wissenschaft zeigen, ungebaut bleiben.

Am 19. Oct. (Freitag) besuchte ich zum erstenmale, mit Bernardino, die sog. Königs-Gräber (Kubur es-Saladin). Sie liegen

---

<sup>1)</sup> Vergl. Haffner, Einleitung zur Philosophie: Die Philosophie des Alterthums bei den Muhamedanern. S. 403 ff.

direct nördlich vom Dominikaner-Convente, in einer Entfernung von etwa 5 Minuten, an der Strasse nach Nablus, der Residenz des englischen Bischofs gerade gegenüber. Von diesen Königsgräbern hatte ich schon viel gehört und manches über sie gelesen. Ich war begierig, was da zu sehen wäre. Am Eingangsthore fanden wir einen Wächter, der mit seiner Familie innerhalb der Einfriedigungsmauer wohnt. Er verdankt seine Stellung dem französischen Consulate, unter dessen Schutz die Gräber stehen, denn sie sind Eigenthum der französischen Regierung. Der Mann war sehr freundlich. Wir traten ein und standen vor einem tiefen, weiten, in den Felsen gehauenen Kessel, in den eine breite, ebenfalls aus dem Felsen gehauene Treppe hinabführte. Links und rechts von derselben sind Rinnen ausgehauen, die das oben sich sammelnde Regenwasser den unten vor dem eigentlichen Eingange zu den Gräbern befindlichen Cisternen zuführen. Zur Linken des Eintretenden, hinter der Wohnung des Wächters, liegt ein hübscher Blumengarten. Aus diesem nehmen die Besucher gerne ein Sträusschen mit, aber es kommt keine Seele mehr, die ein Sträusschen bände oder einen Kranz wände, um damit dort unten ein Grab zu schmücken. Das herrliche Portal mit einigen wohl-erhaltenen Gewinden, Früchten und Laubwerk, das weite Atrium mit seinen Ueberresten von Säulen, Kapitälern, Bruchstücken von kostbaren Sarkophagen, die 7 grösseren Räume mit den unzähligen Nischen links und rechts, die Genauigkeit und die schöne Symetrie, mit denen die Säle und Kammern aus dem puren Felsen herausgearbeitet wurden, die regelmässig geformten Gewölbe und Verzierungen: dies alles zeigt deutlich, dass die Arbeit für reiche, hohe Persönlichkeiten ausgeführt wurde. In der jüdischen Tradition heissen die Gräber die Höhlen von Zedekias, auch das Grab von Kalba Sabua. Nach einer anderen Tradition:<sup>1)</sup> das Grab der Königin Helena von Adiabene, die, mit ihrem Sohne Izates zum Judaismus bekehrt, nach Jerusalem übergesiedelt war (circ. 48 n. Chr.). In Arch., 20, 4, 3, heisst es: „Als Helena den Tod ihres Sohnes — Izates — erfuhr, trauerte sie freilich, wie von einer Mutter zu erwarten, die den treuesten Sohn verliert, dagegen tröstete sie die Nachricht, dass die Herrschaft auf ihren älteren Sohn übergegangen sei, und so begab sie sich sofort zu ihm. In Adiabene angekommen, überlebte sie ihren Sohn Izates nicht lange mehr, sondern schied von Alter und Trauer gebeugt, bald aus dem Leben. Monobazus sandte ihre Gebeine, wie die seines Bruders nach Jerusalem und liess sie in den Pyramiden nieder-

<sup>1)</sup> Josephus, Bell. Jud. 5, 2, 2; Arch. 20, 2. 3. 4; Bell. Jud. 5, 6, 1. Das Grabmal ist von Pausanias besonders beschrieben als ein bewundernswürdiges Kunstwerk. Cfr. Robinson Pal. II., p. 189—194; Robins. Neue Forsch. p. 327 ff.; Baedeker-Socin, p. 248. Sepp, I., 252 ff.

legen, die seine Mutter, drei an der Zahl, drei Stadien von der Stadt entfernt, hatte errichten lassen.

Im Laufe der Zeit wurden diese Gräber, wahrscheinlich wegen ihrer Pracht, für diejenigen der Könige von Juda gehalten; daher der Name.

Am 28. Oct. (Sonntag) konnte ich ein Natur-Phänomen beobachten, das, abgesehen davon, dass es mich mit Staunen erfüllte, mir eine ganze Reihe biblischer Stellen verständlicher machte. Viele Vergleiche in der hl. Schrift sind eben der dortigen Natur entnommen, und wenn sie auch allgemeine Geltung haben und nördlich und südlich vom Lande der hl. Schriften können verstanden werden, so ist in diesem das eigentlich Charakteristische doch viel sichtbarer, und das Studium der palästinischen Natur bleibt immer ein hervorragendes Mittel zum Studium der hl. Schrift. Seit Tagen und Wochen hatten wir stets wolkenfreien, blauen Himmel. Da mit einemale wurden am westlichen Horizonte kleine, graue Wolken sichtbar. Sie schienen stille zu stehen. Nach und nach begannen sie zu wachsen und eine dunklere Farbe anzunehmen. Sie wurden langsam gen Osten getragen, schneller und immer schneller, wuchsen, wurden immer dichter. Gleichzeitig erhob sich ein starker Wind, der die Wipfel der Bäume nach Osten bog. In kurzer Zeit überzogen sie den ganzen Horizont und verbargen die goldene Sonne. Am hellen Tage wurde es finstere Nacht. Die Wolken flogen, die Bäume rauschten, der Wind brauste. Von Zeit zu Zeit konnte man durch eine schmale Ritze das helle blaue Firmament wieder sehen. Von Westen nach Osten, vom Meere über Judäa und Moab nach den trockenen Ländern! Wenn der Araber um diese Zeit die Wolken kommen sieht, dann schmunzelt er und ruft freudig aus: Der Schita<sup>1)</sup> (Regen, Winter) kommt. Vielleicht hat er schon wochenlang sein Wasser kaufen müssen. Er fürchtet nichts so sehr, wie die grosse Trockenheit. Leider bringen Wind und Wolken nicht immer den erwünschten Regen. Sie ziehen Tage lang vorüber, ohne die lechzende Erde zu benetzen. Und wenn sich dann der Himmel wieder aufhellt, ohne seinen Segen gespendet zu haben, dann schaut der Araber traurig darein. Besser als andere Bewohner, die in quellen- und wasserreichen Gegenden wohnen, kennen der Araber und die Söhne von Moab den Inhalt des Schiller'schen: „Aus der Wolke strömt Regen, quillt der Segen.“ Ein wahrer Jubel herrscht im Lande, wenn nach langen, heissen, regenlosen Monaten, die ausgetrockneten Wasserrinnen wieder murmeln und rauschen.

---

<sup>1)</sup> Schita steht bei dem Araber für die beiden Begriffe: Regen und Winter; ebenso bei dem Aegyptier.

Die Vergleiche von den Wolken gehören zu den häufigern und schönsten der hl. Schrift. „Kostbar ist die Barmherzigkeit Gottes zur Zeit der Heimsuchung, wie Regenwolken in der Zeit der Trockenheit“, Eccli. 25, 26. „Wolken und Wind ohne folgenden Regen, das ist ein sich brüstender Mensch, der seine Versprechen nicht hält“, Prov. 25, 14. „Den Wolken werde ich auftragen, dass sie auf ihn (den Weinberg) ihren Regen nicht ausgiessen“, Is. 5, 6. „Und die Wolken, die von Gott den Befehl erhalten haben, den ganzen Erdkreis zu durchwandern, vollführen was ihnen befohlen ward“, Bar. 6, 61. „Sie sind Schandflecken bei ihren Liebesmahlen, prassen ohne Scham, mästen sich selbst, sind Wolken ohne Wasser, die von den Winden umhergetrieben werden, Bäume des Herbstes, unfruchtbar, zweimal erstorben, ausgewurzelt u. s. w.“ Jud. 12. Diese wenigen Stellen mögen genügen.

Gegen Ende des Monats October erhielt ich von dem seit über 10 Jahre in Jerusalem residierenden Canoniker, Abbé L. eine Einladung, mit ihm einen Ausflug nach der neuen Trappisten-Colonie in Amwas, in der Nähe von Ramleh, zu machen. Ich nahm die Einladung mit Freuden an: denn einerseits interessierte es mich, diese neue Einsiedelei zu sehen, und andererseits war es für mich eine biblische Studienreise, da in unmittelbarer Nähe des Klosters die Ueberreste des Macchabäischen Emmaus sich befinden, mit dem viele Exegeten das neutestamentliche Emmaus (Luc. 24, 13) identificieren zu müssen glauben. Bezüglich des ersten Punktes herrscht kaum ein Zweifel, der zweite Punkt hingegen hat die Topographen verschiedener Länder zu einer nicht leicht übersehbaren Literaturerzeugung veranlasst. In der Begleitung von L., eines tüchtigen Schriftkenners, der jene Plätze schon öfters besucht hatte, versprach ich mir ein gutes Resultat von dieser Reise. Der 31. Oct. (Mittwoch) ward für den Ausflug bestimmt. Wir nahmen den Zug bis nach Ramleh (Dist. von Jerusalem nach Ramleh 64 Kilom.; II. Cl. 19 Paras = 3·75 Fres. = 3·00 Mk.; Dauer der Fahrt: 2 St. 40 Min.), der um 8 Uhr morgens abging. Ein gemischteres Publikum als auf einem Zug von Jerusalem nach Jaffa kann man kaum irgendwo finden: Araber, Türken, Russen, Franzosen, Deutsche, Engländer, Spanier, Amerikaner, Katholiken, Protestanten, Juden, Heiden, Muhamedaner — wenige aus der nächsten Umgebung der Bahnlinie, da diese Leute zu arm sind und viele auch der pustenden Maschine noch gar nicht trauen — die alle Kuds, die heilige, Jerusalem, die meisten wohl aus religiösem Interesse besuchen. In unserer Abtheilung befanden sich viele Juden aus Polen und Russland, die die Heimreise antraten. Sie hatten ihre Frauen bei sich, die neben den grossen Körben sassen, in denen sie ihren Reiseproviand

verborgen hatten. Einige Männer trugen schwere Bücher unter dem Arme. Mein Begleiter und ich beteten Brevier, und die Israeliten öffneten die Thora<sup>1)</sup> oder den Machsor,<sup>2)</sup> um ihre Andacht zu verrichten. Wie doch dem lieben Gott so verschiedenartig gedient wird. Später knüpfte einer dieser Hebräer ein Gespräch an. Meine Neugierde hatte die seine geweckt. Ich hatte längere Zeit in ein auf der Bank liegendes, offenes Buch geschaut, in dem eine der ersten Parschijoth<sup>3)</sup> der Thora aufgeschlagen war. Zuerst fragte er mich, ob ich auch hebräisch lesen und verstehen könnte. Nachdem ich ihm einen kleinen Abschnitt gelesen, war er zufrieden. Seine Frau lachte. Vielleicht hatte ich es nicht polnisch genug gelesen. Dann fragte er nach meiner Beschäftigung. Ich sagte ihm, ich sei katholischer Priester und Mönch. „So“, erwiderte er, „da sind wir ja beide Cohanim-Priester. Ich bin nämlich auch Cohen-Priester.“ Nach einer kurzen Pause hub er wieder an: „Ja, wir sind beide Cohanim, aber zwischen Ihren C. und unseren C. besteht doch ein grosser Unterschied. Die unserigen müssen heiraten, und die ihrigen dürfen nicht heiraten. Bei uns ist das Vorschrift; und wenn alle Männer es so machen würden, wie Ihre C., so würde die Welt bald ausgestorben sein. So sagen unsere Chakhamim Weisen. Und dass der freie Wille Ihrer C. so beeinträchtigt wird, scheint auch nicht recht zu sein.“ Ich entgegnete ihm: „Wenn Ihr Gebot so stramm ist wie unser Verbot, so sehe ich nicht ein, inwiefern Ihre Willensfreiheit etwas vor der unserigen voraus hat; übrigens ist es ganz freier, nobler, heiliger Willensact unserer Priester, wenn sie sich entschliessen, unter den erforderlichen Bedingungen in das Priesterthum einzutreten, und Sie müssen doch selbst sagen, dass es etwas Grosses ist, wenn einer sein gegebenes Versprechen hält, wie dies schon in der Thora und in Ihrem Talmud gerühmt wird. Kommen aber hie und da einmal Uebertretungen und Untreue vor, so bestätigen diese Fälle nur die Regel und ihren hohen Wert und zeigen die menschliche Schwäche, von der manche Ihrer C. wohl auch nicht ausgenommen und befreit

1) Thora, תּוֹרָה = Gesetz; Gesetzbuch, die fünf Bücher Moses enthaltend.

2) Machsor, מַחֲסוֹר (חֹר = rediit, circuit) = circulus, cyclus astro-nomicus; sodann Gebetcyclus für das ganze Jahr. Es gibt M. nach ital., deutschem, poln., portug., deutsch-ital., span., span.-türk., römischen und anderen Riten. Der סֵפֶר הַפְּלוֹת Sédor T'filloth, Ordo precum, ist irgend eine Sammlung von Gebeten und Schrift- und Talmudauszügen. Doch ist auch dieser nach den verschiedenen Riten verschieden.

3) פְּרָשָׁה pl. פְּרָשִׁיּוֹת = Abschnitt des Pentateuchs für die Lesung am Sabbath.

sind. Was aber das Aussterben der Welt anlangt, so dürfen Sie ganz unbesorgt und unbekümmert sein. Es wird kaum zu einer so grossen Conspiration unter den Männern der Erde kommen, dass sie es alle so machen wie unsere C.<sup>4</sup> Wir sprachen dann von anderen Dingen.

In unserer Nähe sass ein arabischer Polizist, der in seiner Hand eine kräftige Hundepeitsche hielt. Man hätte sich vor dem Manne fürchten können. Das that auch ein etwa 14jähriger Junge, der, irgend etwas verbrochen, unter dessen Aufsicht nach Jaffa geliefert wurde. Die beiden warfen sich von Zeit zu Zeit Blicke zu, die Angst und Misstrauen verriethen. Der Junge machte einen Versuch zu entfliehen, musste es aber theuer büssen. Draussen auf der Plattform kam die garstige Peitsche in Anwendung. Später sass der Junge ruhig da.

Auf dem Zuge lernte ich auch den deutschen Consul, v. Tischendorf, Sohn des berühmten Bibelkritikers T. kennen. Er reiste mit seiner Familie nach Jaffa, um, wenn ich mich recht erinnere, eine längere Reise anzutreten. Seine Frau ist eine geborne Jerusalemitanerin und spricht 6 Sprachen. Die Herrschaften waren sehr freundlich.

Gegen 10 Uhr 40 M. hatten wir die Stationen Bittir, Deir Aban, Sejed passiert und waren in Ramleh.

Die Trappisten hatten uns ein Fuhrwerk gesandt und so konnten wir sofort einsteigen und weiterfahren. Im Städtchen liessen wir halten und machten den französischen Schwestern von St. Joseph einen kurzen Besuch. Sie halten dort eine freie Schule, die auch von protestantischen und arabischen Kindern besucht ist. Für die Armen und Kranken haben sie eine wohl-ausgerüstete Hausapotheke; sie thun viel Gutes. Ihr Mutterhaus ist in Jerusalem.

Wir fuhren bald weiter. Stark brannte die heisse Mittags-sonne herab, und machte uns schwitzen; auch dem arabischen Kutscher war es zu heiss. Doch konnte er mit seiner praktischen Kopfbedeckung den Sonnenstrahlen trotzen. Unsere Strasse nahm eine südöstliche Richtung. Es ist die breite Landstrasse die von Jaffa nach Jerusalem führt. Seit die Eisenbahn besteht, herrscht wenig Verkehr mehr auf derselben. Wir passierten einige Weiler und Dörfer: Ennabeh, El-Berriyeh, Kfr Tab, Kubab, in einiger Entfernung zur Rechten hatten wir Gezer und vor uns die Ruinen von Latrun, auf einer der ersten Berghöhen des jüdischen Hochlandes. Bevor wir Amwas erreichten, begegneten wir einer Art Karawane,<sup>1)</sup> bei der sich aber nur zwei Personen, zwei Männer, befanden. Sie bestand aus etwa 20, schwerbeladenen Kameelen,

<sup>1)</sup> Arab. eigentlich Queirawán.

die hintereinander zusammengekoppelt waren. Der Zwischenraum zwischen je zwei Kameelen betrug einige Meter. Den Zug eröffnete ein starker Steinesel, der jenen auf dem rechten Wege hielt. Das Ganze erinnerte an einen kleinen Schleppdampfer, der einen schweren Dreimaster durch die Wellen zieht. Eine halbe Stunde nach Mittag befanden wir uns im Kloster, und wurden auf's freundlichste empfangen. Den Nachmittag verwendete ich darauf, die einzelnen Gebäulichkeiten, den grossen Garten, die Cisternen u. s. w. zu besichtigen. Gegen Abend nahm ich mein Brevier und lenkte meine Schritte gegen den neuen Kirchhof hin. In seiner Mitte stand ein hohes, starkes Holzkreuz und in dessen Nähe eine einfache, hölzerne Bank. Ich liess mich nieder. Es war alles ruhig und still. Mir gegenüber, gerade vor dem Kreuze, war ein frischer Grabhügel, der erste auf dem neuen Gottesacker. Vor einigen Tagen hatte man hier einen jungen Cleriker zur Ruhe bestattet. Er hatte erst 24 Jahre und war einer der talentvollsten Fratres gewesen. Ich sass lange in stiller Betrachtung, das einfache Kreuzchen auf dem einzigen Grabe in diesem Friedhofe hielt mich lange gefesselt. Ich betete noch ein De Profundis für den Dahingeschiedenen. Drunten im Hofe kauerten die mohamedanischen Arbeiter auf ihren ausgebreiteten Mänteln und verrichteten das Abendgebet zu ihrem Allah.

(Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

### Zur Frage nach dem Mutterkloster des Cistercienser-Nonnenstiftes Schlierbach in Oesterreich ob der Enns.

Eine Studie von Konrad Schiffmann, Weltpriester der Diöcese Linz.

Das heutige Cistercienserstift Schlierbach (Aula BMV., Schlierbacum, Schlirbach, Slirbach, Slierbach, Sala S. Mariae, Mariensal, Frauensaal, Mariasaal in der Sonn) wurde im Jahre 1355 von Eberhard III. aus dem schwäbischen Geschlechte der Wallseer für Cistercienser-Nonnen gegründet,<sup>1)</sup> im Jahre 1620 von Cisterciensern des Stiftes Reun besetzt.

Die Frage, woher die ersten Nonnen des Klosters kamen, konnte schon der erste Historiograph desselben, P. Franz Wirn, nicht beantworten und es muss zu seiner Zeit (gest. 1688) auch keine glaubwürdige Tradition darüber gegeben haben, weil er sich in seinen Aufzeichnungen<sup>2)</sup> nirgends auf eine solche stützt. Die Frage ist bis heute offen. In den folgenden Zeilen soll nun zum erstenmal versucht werden, einigen Spuren zur Lösung derselben nachzugehen.

<sup>1)</sup> L. Janauschek, Originum Cisterciensium tom. I., Vindobonae 1877, p. 281.

<sup>2)</sup> »Schlierbachs Beschreibung.« MS. im Stiftsarchiv.